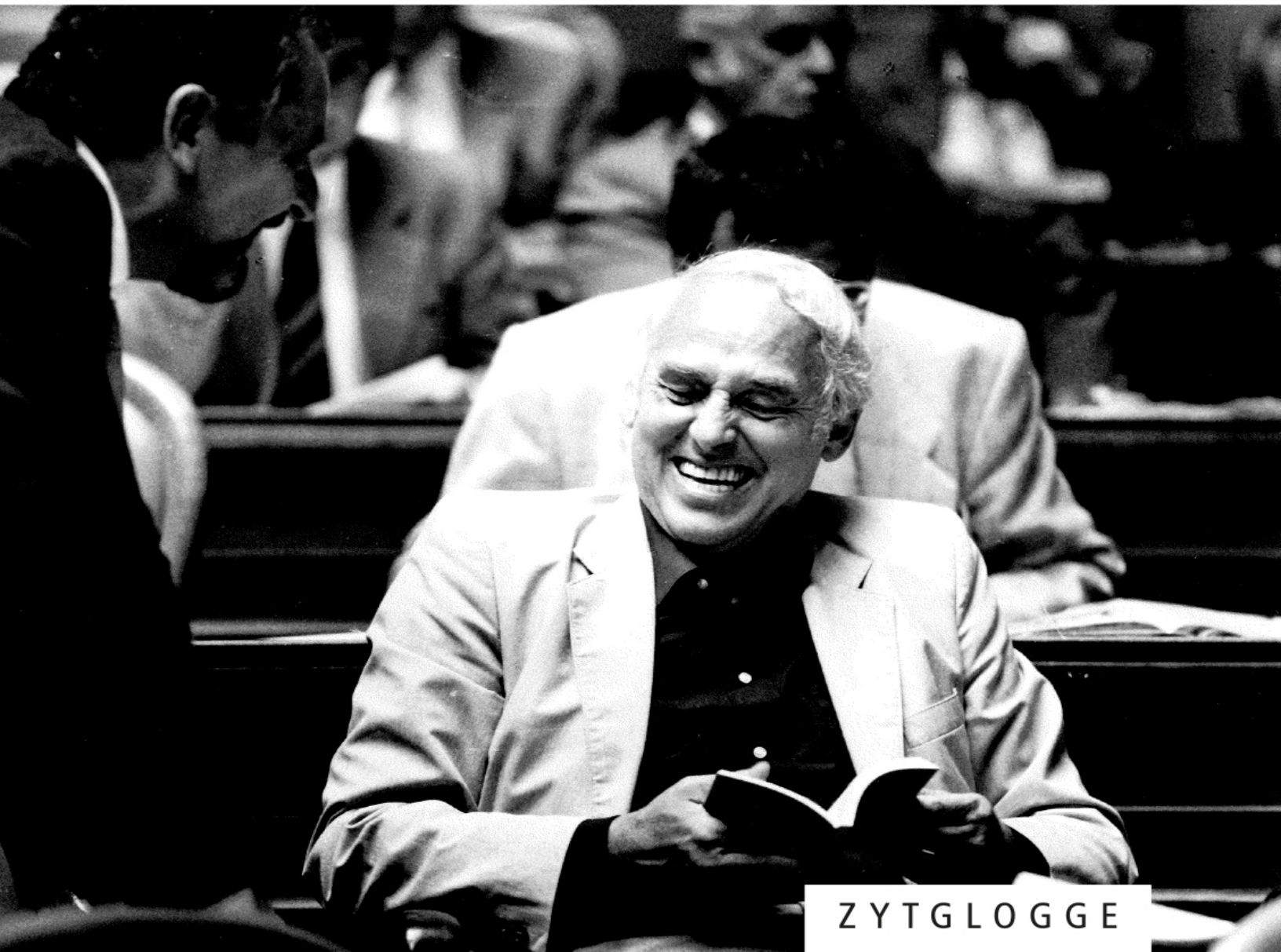


HELMUT HUBACHER

DAS HABE ICH GERNE GEMACHT

POLITISCHE UND PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN



ZYTGLOGGE

HELMUT HUBACHER

DAS HABE ICH GERNE GEMACHT

POLITISCHE UND PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN



ZYTGLOGGE

HELMUT HUBACHER
DAS HABE ICH GERNE GEMACHT

HELMUT HUBACHER

DAS HABE

ICH GERNE

GEMACHT

POLITISCHE UND PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

Z Y T G L O G G E

© 2016 Zytglogge Verlag AG, Basel

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Thomas Gierl

Coverfoto: Eduard Rieben

Gesetzt aus: Helvetica Neue (TT), Stempel Garamond LT

Gesamtherstellung: [Schwabe AG](#), Muttenz/Basel

ISBN (epub): 978-3-7296-2116-9

ISBN (mobi): 978-3-7296-2117-6

www.zytglogge.ch

Inhalt

Wie wird man Politiker?

Der Lehrmeister

Meine Art zu politisieren

Der <Judenstempel>

Die <Viererbande>

Meine Sprechstunde

Das bisschen Freizeit

Sind Politiker ehrgeizig?

Nie geschwindelt?

Politik kann sogar heiter sein

Unvergessliche Erfahrungen

Der Montagsfischer

Die Volkshausstory

Zeuge weg – Prozess verloren

Der schreckliche Beweis

Nach dem Papst das schönste Amt

Meine Tour de Suisse

Aus der Schule geplaudert

Die Frauen brachten Farbe ins Bundeshaus

Die 68er-Revolte

Meine schlimmste Bundesratswahl

Die Niederlage

Unter ständiger Beobachtung

Vom Halbtax-Abo bis zum Zivildienst

Die erfolgreiche Niederlage

Mein Rücktritt

Begegnungen

Fredi wollte nicht gewählt werden

Der charmante Versager

Willy Brandts Vordenker

Der Revolutionär aus dem Jura

Der Hotelier von Brig

«Ich übernehme die Verantwortung»

Der Friedensnobelpreisträger

Der linke Lobbyist im Bundeshaus

Der Schriftsteller im Bundeshaus

Der miese Kerl aus Rom

Ein Russe im Berner Warenhaus Loeb
Eine Frau mit Standvermögen
Mein Doppelgänger
Der Theatermacher
Der konservative Liberale
Der Nullo Sullo
Der Ungeliebte
Der Deutsche von Gelterkinden
Chapeau
Der Unternehmer
Der Stabschef
Der Nachtportier
Der Macher
Chirurg wird Psychiater
Kleines Land - grosser Staatsmann
Der letzte Mohikaner
Beichte in Budapest
Von der Armee zum Münster
Der Appenzeller
Der Bilderbuch-Basler
Mörder gesucht
<HD-Soldat Lämppli> im Bundeshaus
Der Populärste
Der Rote und der Schwarze
Der Unerbittliche
Auf- und Abstieg
Der populistische Aristokrat
Der Denner-Boss
Der YB-Trainer
Tatort Tschernobyl
Der Taxichauffeur
Der Experte
Der Stammtisch
Der Pressesprecher
Die Stadtpräsidentin
Der Eisenbahner
Der Vielseitige
Der Chirurg
Der Zuchtmeister
Frau der ersten Stunde
Patriot oder Landesverräter?
Die Fraktionspräsidentin
Die Unschlagbare
Der Unermüdliche
Der <Russe> aus Lausen

Der Verleger
Der Konsequente
Der Schwerarbeiter
Der Vermittler
Der andere H.

Krise der europäischen Sozialdemokratie

Meine Partei
Mehr Opposition
Linke Nervensäge
Schafft es die SP?

Ich und andere über mich

Die Familie

Wie wird man Politiker?

Ich bin oft gefragt worden, wie ich meine politische Karriere geplant habe. Überhaupt nicht. Am 1. Juli 1963 rutschte ich, weil mein Vorgänger verstorben war, als erster Ersatzmann in den Nationalrat nach. Das kann man nicht planen.

Nur Zufall ist meine politische Laufbahn natürlich nicht. Schliesslich habe ich mich mal für die Politik entschieden. Das hat viel mit Basel zu tun.

Aufgewachsen bin ich bei meinen Grosseltern in Zollikofen bei Bern. Nach der Rekrutenschule wurde ich als SBB-Stationsbeamtenlehrling nach Basel versetzt. Nach dem zweiten Lehrjahr wechselte die Lehrstation alle paar Monate. Nach Basel wäre Beinwil am See der nächste Dienort gewesen. Auf meinen Wunsch durfte ich in Basel bleiben, meiner achten und zugleich letzten Lehrstation. Ich verliebte mich nicht nur in die Stadt, vielmehr noch bei den Jusos in meine Gret. Triftige Gründe, sesshaft zu werden.

Politik habe ich bei den Jusos gelernt. Wir trafen uns jeden Montagabend im Volkshaus. Zwei Professoren, die vor Hitler geflüchtet waren, schulten uns. Von der Französischen Revolution bis zu Karl Marx, vom Faschismus bis zur Geschichte der Sozialdemokratie. Ich bin durch die Jusos sozialisiert worden und in Basel schnell integriert und heimisch geworden.

Mit 21 Jahren trat ich der SP Basel-Stadt bei. In eine überalterte Sektion. Entsprechend erfreut reagierte der Präsident: «Endlich wieder mal ein Junger.» Ihm fehlte im Vorstand der Protokollführer. So begann meine politische

«Karriere». Als Protokollführer im SP-Quartierverein St. Alban-Breite, Basel. Hier nennt sich die SP-Sektion «QV», Quartierverein.

So wie einer Hobby-Fussballer wird, bin ich in die Politik eingestiegen. Lustvoll engagiert, richtig «angefressen». Regelmässig veröffentlichte ich in der Parteizeitung «Basler AZ» Artikel. Man wurde auf den Jungen aufmerksam und wählte mich in den Parteivorstand.

Inzwischen haben Partei und ich uns 69 Jahre lang ausgehalten. Das ist eine Liebeserklärung an die SP, die einen zwischendurch schaurig nerven kann.

Als SBB-Beamter setzte ich mich ebenso gewerkschaftlich im SEV, im Schweizerischen Eisenbahnerverband, ein. Mitglied geworden bin ich durch meinen Chef auf der ersten Lehrstation. Er legte mir das Beitrittsgesuch auf das Pult. «Da, unterschreib, wir sind alle im SEV.»

24-jährig wählten mich die Kollegen – Frauen arbeiteten damals keine bei den SBB, doch Putzfrauen – zum Präsidenten der SEV-Beamtensektion Region Basel. Ich bin der jüngste und erste «rote» Präsident gewesen.

Nach neun Dienstjahren quittierte ich 1953 meinen SBB-Dienst. Zum Leidwesen der Grosseltern. Eine Staatsstelle aufzugeben, grenzte damals an Leichtsinn. «Jetzt, wo du endlich versorgt warst», haderte Grossvater.

Das Merkwürdige ist, ich bin bis heute Nostalgieeisenbahner geblieben. Andere haben mir das bestätigt. Man wird die Bahn nicht los. Wohl deshalb schreibe ich für die Gewerkschaftszeitung seit 25 Jahren eine Kolumne.

Von der Bahn wechselte ich zur Gewerkschaft. Zuerst zum SEV in Bern. Nach einem halben Jahr erreichte mich aus Basel ein SOS des VPOD (Verband des Personals

öffentlicher Dienste). «Du musst zurückkommen», bat mich der Präsident, «wir stecken in einer Krise. Ich musste den Sekretär, der die Trämler der Basler Verkehrsbetriebe BVB betreute, entlassen. Du warst Eisenbahner, das passt gut zum BVB-Personal.» Deren Wagenführer, Billeteure, Werkstätten- und Bauarbeiter sowie die Beamten bildeten die weitaus grösste VPOD-Gruppe. Ungefähr 1200 Beschäftigte. So kehrte ich in <mein> Basel zurück. Gret kam noch so gerne mit. Hier lebten ihre Eltern, Brüder und die Schwester.

Der BVB-Vizedirektor, ein SP-Genosse, hatte die <Strassenbahner-Union> gegründet: Weg vom VPOD, um so die Entlassung seines Freundes zu rächen, der an einer ausserordentlichen Generalversammlung mit etwa 900 gegen 600 Stimmen abgewählt worden war. Entsprechend bedrohte eine aufgeheizte Stimmung die Sektion. Familienkräche sind bekanntlich die schlimmsten. In diesem Zustand trat ich meinen VPOD-Job, erst 27-jährig, an.

Vordringlich musste die Spaltung in VPOD und Strassenbahner-Union verhindert werden. Automatisch geriet der Genosse Vizedirektor als Drahtzieher ins Visier, womit meine Taktik gegeben war. Mein erster Artikel in der Mitgliederzeitung richtete sich gegen ihn. Als Vizedirektor wolle er den lästigen VPOD loswerden und sich einen bequemen Hausverband anlachen. Ungefähr in dieser Preisklasse spielte sich der Konflikt ab. Inzwischen hatte ich bei den Trämlern Vertrauen gewonnen und Fuss gefasst. Der Spuk mit der Strassenbahner-Union löste sich wie Nebel auf. Ich durfte mit meinem Einstand zufrieden sein.

Wieso wurde mein Vorgänger entlassen? Der Trämli-Obmann hatte beklagt, der Kollege Sekretär nehme sich nie Zeit für ihn, sei selten im Büro anzutreffen.

«Nein, er ist heute auswärts», erklärte ihm die Sekretärin wieder einmal.

Da platzte dem Obmann der Kragen. Er schrieb seine <Botschaft> auf und legte sie dem abwesenden Sekretär auf das Pult beziehungsweise hatte das im Sinn. Was traf er an? Der oft Gesuchte hockte im Büro, mit den Füßen auf dem Tisch, und las die Zeitung. Damit war der Zapfen ab. Die Story verbreitete sich beim Personal wie ein Lauffeuer.

Der beim Lesen Ertappte hatte mir einmal geklagt: «Jeder kommt mit seinem <Seich> zu mir, damit ich ihm helfen soll.» Er hatte eines nicht begriffen: Das eigene Problem ist für jeden das wichtigste.

Der VPOD ist eine politische Gewerkschaft. Für das Staatspersonal sind Regierung und Grosser Rat der Arbeitgeber. Nicht von ungefähr waren alle meine Vorgänger in den Grossen Rat gewählt worden, um dort die Anliegen ihrer Gewerkschaftsmitglieder zu vertreten. Davon habe auch ich profitiert. Ich bin sozusagen in den Grossen Rat hineingerutscht. Jedenfalls ist mir der Einstieg in die Politik einfach gemacht worden.

Drei Jahre später wurde ich von der Partei als Kandidat für den Nationalrat nominiert. Als Vertreter des öffentlichen Personals von Kanton und Bund. Von <meinen> Trämlern und Eisenbahnern, plus Zoll- und Postpersonal. Das reichte aus, um erster Ersatzmann zu werden. Für eine einzige Session rutschte ich noch nach und wurde dann im Herbst 1963 wiedergewählt. Wäre es für mich schiefgegangen, wäre ich nach nur drei Wochen Session alt Nationalrat geworden.

Am 1. Juli 1963 wechselte ich vom VPOD zur <Basler AZ> als Chefredaktor. Mein geliebtes Hobby wurde zum Beruf. Faktisch bin ich so Profipolitiker geworden.

Der Lehrmeister

«Nun bist du Nationalrat. Es gibt zwei Möglichkeiten, Politik zu machen: Mit Leistung oder auf dem Arsch.»

Vor diese Wahl hatte mich Friedrich Schneider gestellt, einer der ganz Grossen der schweizerischen Sozialdemokratie. Er gehörte dem <Oltener Komitee> an, das nach dem Ersten Weltkrieg 1918 den Generalstreik organisiert hatte. 350 000 Menschen demonstrierten auf der Strasse. Das wäre auch heute noch eine imposante Zahl. Bei 3,9 Millionen Einwohnern wurden 100 000 Arbeitslose und gegen 700 000 Notstandsberechtigte registriert. Die Teuerung betrug über 100 Prozent. Es herrschten Zustände wie in einem Drittweltland.

Für den Bundesrat war der soziale Aufstand ein Umsturzversuch, gegen den er die Armee aufgebieten hatte. Worauf der Generalstreik abgebrochen wurde. Robert Grimm, Ernst Nobs, Fritz Platten und Friedrich Schneider kamen vors Militärgericht. Wegen Landesverrats fassten sie je sechs Monate Gefängnis in der Festung Savatan. Wer waren diese Streikführer?

1943 wählte die Bundesversammlung Ernst Nobs als ersten Sozialdemokraten in den Bundesrat. Robert Grimm war der Vordenker in der SP. Seine Bücher sind politische Klassiker. 44 Jahre lang zählte er im Nationalrat zu den wenigen überragenden Politikern.

Friedrich Schneider ging als Architekt des <roten Basel> in die Geschichte ein. Zum ersten Mal übernahm die Linke 1935 im Rathaus die Mehrheit. Als erster Redaktor der

«Basler AZ» verfasste er jeden Tag einen Leitartikel. Zwölf Jahre lang! Der grosse Stratege politisierte zum Ärger der Bürgerlichen im Nationalrat während 40 Jahren.

Fritz Platten emigrierte als ein Freund von Lenin in die Sowjetunion. 1942 war er bei stalinistischen Säuberungen ermordet und 1956 von Stalin-Nachfolger Nikita Chruschtschow posthum rehabilitiert worden.

Persönlich sass ich mit Friedrich Schneider ein paar Jahre im Basler Grossen Rat. Nach Sitzungsschluss traf man sich in der «Zunft zu Schuhmachern». Die meisten zum Jassen. Jüngere wie ich zum Zuhören am Tisch von Friedrich Schneider. Der begnadete Erzähler vermittelte authentisch lebendige Geschichte. Es waren einmalige Sternstunden, die er uns erleben liess. Ich verglich ihn mit dem legendären Häuptling am Lagerfeuer.

Zu «Füdi-Politikern» degradierte Schneider jene, die an repräsentativen Anlässen präsenter sind, als dass sie mit politischer Leistung in Erscheinung träten. Ich spürte sein Vertrauen, aus mir könnte noch «etwas werden».

Meine Art zu politisieren

Mit 37 Jahren war ich der jüngste Nationalrat. Heute würde ich in diesem Alter zum unteren Mittelfeld gehören. In der SP-Fraktion war der Älteste 77-jährig und machte bis 85 weiter. Aktuell werden bereits 63-Jährige als Sesselkleber bedrängt, wobei in der Bevölkerung der Anteil der Senioren seither enorm zugenommen hat.

Ich bin relativ ahnungslos in den Club der 200 Nationalräte eingetreten. «Wie ein Landei», scherzte Gret. Zwischen dem Rathaus und dem Bundeshaus lagen Welten. Die Hemmschwelle im Bundeshaus war für mich recht hoch. Umso mehr schätzte ich kollegiale Betreuung. Ganz besonders die von Walther Bringolf aus Schaffhausen.

«Junger Mann», nannte mich der 68-Jährige, «ich wollte eigentlich Schauspieler werden, nun bin ich Politiker. Das ist kein grosser Unterschied, aber merke dir eines: Der Bringolf spielt nur Hauptrollen, keine Nebenrollen.»

Wer eine solche Visitenkarte abgibt, dem mangelt es nicht an Selbstvertrauen. Bei Bringolf empfanden es einige als Arroganz. CVP-Bundesrat Kurt Furgler sah das nicht so: «Ihr Sozialdemokraten seid durchwegs nette Leute, aber ohne Machtbewusstsein. Wir von der CVP streben immer Macht an. Euch genügt es schon, recht zu haben.»

Furgler hat mich nachdenklich gestimmt. Bei Bringolf imponierte mir der souveräne Auftritt. Er war ein Ausnahmekönner. Zwei Daten: über 30 Jahre Stadtpräsident in Schaffhausen, 46 Jahre Nationalrat. Neben den paar Schwergewichten im Nationalrat war er ein Elefant. Kompetent in Finanz-, Sozial-, Aussen- oder Kulturpolitik. Bringolf war der bekannteste Schweizer

Politiker im Ausland. Rhetorisch brillant wie das Furioso in der Musik.

Selbstverständlich passte die Rolle des begnadeten Selbstdarstellers zu Bringolf. Wenn er mit seinem grünen Mercedes vor dem Bundeshaus parkierte, hätte auch der Fürst von Monaco aussteigen können. Nach dem Generalstreikdenkmal Friedrich Schneider profitierte ich vom ersten und damals einzigen Politstar der Schweiz. Das war für mich eine politische Schule der Ausnahmeklasse. Ohne mich auch nur andeutungsweise mit ihm messen zu wollen. Davor bin ich gefeit. Selbstbewusst zu sein, das hingegen hat er mich gelehrt. Ohne das ist man in der Politik ein Leichtmatrose.

Erste Versuche, meine Schüchternheit loszuwerden, machte ich bei den Juso. In der Gemeinschaft lernte ich zu diskutieren und hielt meine ersten Referate. Lange im Nachhinein mit dem ärgerlichen Gefühl, das Wichtigste vergessen zu haben.

Lästig plagte mich das Lampenfieber. Ich wurde es einfach nicht los. Bis ich diese Angst abhaken durfte. Der damals berühmte Basler Theater- und Filmschauspieler Max Knapp feierte das 50-Jahr-Jubiläum auf der Bühne. Er habe sicher kein Lampenfieber mehr, bemerkte ich zu ihm. «Wie am ersten Tag», antwortete er. «Vor jeder Vorstellung tigere ich in der Garderobe aufgereggt auf und ab. Erst wenn der Vorhang fällt, ist es weg. Hätte ich kein Lampenfieber mehr, müsste ich aufhören. Mit reiner Routine wäre ich kein guter Schauspieler mehr.»

Ich erwähne das mit Absicht. Politiker werden nicht einfach mit einem unverschämten Ich-Bewusstsein geboren. Jedenfalls die meisten nicht. Ich habe es mir mühsam aufgebaut. Anders formuliert: Die Juso waren

meine beste Lebensschule, und Bringolf hat bestätigt, was es braucht, um im Parlament zu bestehen.

Ich möchte darlegen, wie ich mich als Nationalrat organisiert habe. Zuerst jedoch ein Wort zu den Rahmenbedingungen, die das Bundeshaus bietet.

Die National- und Ständeräte derselben Partei bilden eine Fraktion, in der eine Session vorbereitet, Vorlagen des Bundesrats diskutiert und Parolen dazu beschlossen werden. Getagt wird während der Session am Dienstagnachmittag vor Sessionsbeginn, zusätzlich nach Bedarf. Fraktionen führen Klausurtagungen durch, um Grundsätzliches zu diskutieren, Strategie und Taktik zu bestimmen.

Gleichgesinnte sind zugleich Rivalen. In der Fraktion wird das Präsidium mit dem Vorstand gewählt. Es wird entschieden, wer in welche Kommission darf, wer Fraktionssprecher wird oder die Fraktion wo immer vertritt, etwa gemäss Turnus im Ratspräsidium oder im Europarat. Das geht nicht einfach *«à l'amiable»*, sondern auch per Kampfabstimmung. Deshalb ist die Fraktion halt zeitweise eine Konkurrenzgesellschaft.

Eine minimale Fraktionsdisziplin braucht es. Wer im Plenum anders stimmt, als die Fraktion beschlossen hat, sollte das überzeugend begründen können. Bei Gewissensfragen gilt die individuelle Stimmabgabe. Ich reagiere ungeduldig beim oft gehörten Vorwurf, in einer Partei dürfe man keine eigene Meinung mehr haben. Es ist wie in der Familie. Eine Partei ist kein Chor zur Eintracht.

Hilfreich ist der parlamentarische Dokumentationsdienst. Was immer ich an Unterlagen anforderte, habe ich bekommen. Der Dok-Dienst ist das politische Munitionsdepot.

Partei und Fraktion beschäftigen ein paar Spezialisten, die einem zur Verfügung stehen. Im Deutschen Bundestag haben grosse Fraktionen wie CDU und SPD an die 120 spezialisierte Angestellte – bezahlt vom Staat. Dazu werden den Abgeordneten noch persönliche Mitarbeiter zugeteilt. Verglichen mit dem Berufsparlament in Berlin politisiert das Milizparlament in Bern wie im Armenhaus.

Das A und O ist das Sich-Informieren. Ich bin ein passionierter Zeitungsleser. Noch heute habe ich sechs Tageszeitungen abonniert. Es waren einmal zehn. Plus Zeitschriften, Politmagazine, Sonntagszeitungen, Fernsehen und das ‹Echo der Zeit› im Radio als Nummer eins. Dazu natürlich Bücher.

Ich staunte über Ratskollegen, die kaum Zeit zum Lesen fanden. Meistens waren es jene, die zu viel Zeit für das Repräsentieren reserviert hatten.

Der Bundesrat unterbreitet dem Parlament seine Anliegen mit einer ‹Botschaft›. Damit begründet er eine Gesetzesrevision, einen Kredit und so weiter. Bei einem Rüstungskredit für die Armee wurden wir mit informativer Magerkost bedient. Mit der Begründung, der Feind in Moskau lese mit. Als ob die Sowjetmilitärs keinen Geheimdienst gehabt hätten. Ich kompensierte das Defizit in Stockholm, Wien oder Bonn, informierte mich bei befreundeten Regierungen und Abgeordneten, sonst wäre ich in der Militärkommission der Militärbürokratie ausgeliefert gewesen. Das wiederum hätte ich mit der parlamentarischen Sorgfaltspflicht nicht vereinbaren können.

1984 hatte das EMD, das Eidgenössische Militärdepartement, heute VBS, einen Kredit von 4,5 Milliarden Franken für 420 deutsche Leopard-Panzer beantragt. Ein Panzer 10 Millionen. Beim Besuch in Bonn

hatte ich erfahren, dass die Bundeswehr dafür wesentlich weniger bezahlt hatte. Der Fraktionsprofi für Verteidigung, ein General a.D., gab mir die deutschen Zahlen schriftlich mit nach Basel. Ich bat Nicolas Hayek, damals Unternehmensberater, noch nicht <Uhrenmacher>, das Dokument zu überprüfen. Was er auch tat - mit den Worten: «Schön, dass auch mal ein Politiker etwas von mir wissen will.» Ich erwähne das, weil ich oft gefragt wurde: «Wie bist du an Hayek herangekommen?» Meine Antwort: «Ich habe ihm telefoniert.»

Hayek wurde dann von der Militärkommission sogar als Experte engagiert. Dank ihm konnte fast eine Milliarde eingespart werden. Ohne meinen Besuch in Bonn, damals noch Hauptstadt, hätte die Rüstungslobby nicht in den Mond geschaut. Wir wären «dem Filz in Bern», wie Hayek in der Kommission darlegte, nicht auf die Schliche gekommen. Für das militärische Alltagsgeschäft stellte sich mir ein Fachmann als persönlicher Berater zur Verfügung.

Politiker, hörte ich oft, hätten keine Ahnung mehr, was die Leute beschäftige. Unsinn! Pauschal liegt der Vorwurf sowieso daneben. Persönlich habe ich mich vor dem Abgehoben-Sein geschützt. Da ist zunächst einmal meine Gret. Sie wäre mir als Erste auf die Füße getreten. Wie beim Manuskript. Es gibt Tage, da läuft es einfach nicht. Da ist das Schreiben ein Geknorze. Beim Gegenlesen blieb Gret unerbittlich: «Aber das willst du nicht etwa veröffentlichen?» Ich wusste es ja selbst: Ein Meisterwerk war's nicht. Aber sie hätte doch ein Auge zudrücken können. «Nein, dir zuliebe», gab sie zurück.

Drei Freunde, so war es vereinbart, hätten mir den Rettungsring vor dem Abheben zugeworfen. Sie blieben gnadenlos, beim Lob und in der Kritik. Vor Opportunisten

und Schmeichlern muss man sich absichern. Baute ich Mist, fielen sie mir als Erste in den Rücken. Beim Regen brachten die anderen den Schirm. Noch etwas. Wichtig sind Bürger, die mir geholfen haben. Zwei Beispiele:

Der ‹Judenstempel›

Anfang 1995 überraschte mich August Bohny, ein Lehrer in Basel, mit einem auf den ersten Blick sonderbaren Vorschlag. Ob ich im Nationalrat nicht einen Vorstoss einreichen könnte, der Bundesrat sollte sich endlich für den ‹J-Stempel› entschuldigen. Am 8. Mai 1995 sei es 50 Jahre her, dass der Zweite Weltkrieg zu Ende ging. Bohny hielt dieses Jubiläum für den geeigneten Stichtag, diese Entschuldigung anzubringen.

Am 1. Februar 1995 reichte ich an den Bundesrat folgendes Postulat ein:

«Am 8. Mai 1995 jährt sich zum fünfzigsten Mal die Kapitulation von Hitler-Deutschland und damit das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa. Aus den Kriegsjahren von 1939 bis 1945 ist eine unbewältigte historische Altlast zurückgeblieben. Ich verweise

auf den Bericht des Bundesrates an die eidgenössischen Räte von Professor Dr. Carl Ludwig: ‹Die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933 bis 1955›. Darin wird aktenkundig nachgewiesen, dass der berüchtigte ‹J-Stempel› im Pass von deutschen und österreichischen Juden mittels einer Kooperation zwischen deutschen und eidgenössischen Behörden eingeführt worden war.

Der Ludwig-Bericht wurde im Nationalrat am 30. Januar 1958, im Ständerat am 6. März 1958 diskutiert. Der Vertreter des Bundesrates erwähnte weder eine Mitverantwortung der offiziellen Schweiz am ‹J-

Kennzeichen», wie der amtliche Ausdruck lautete, noch äusserte er Worte des Bedauerns. Ebenso wenig distanzierte er sich von der am 13.8.1942 an die Kantone ergangenen Weisung, «Juden seien nicht als politische Flüchtlinge anzusehen» (Schweizer Lexikon, Band 3). Nach meinem Wissensstand hat sich die Landesregierung auch seither für diese Anordnungen noch nie entschuldigt.

Ich ersuche den Bundesrat, das bisher Versäumte nachholen zu wollen. Eine unbewältigte Phase in unserer jüngsten Geschichte kann natürlich nicht ungeschehen gemacht, wohl aber in angemessener Form auf würdige Art an die Adresse der Menschen jüdischen Glaubens, wo immer sie leben mögen, bedauert werden.»

Ich fasse meine sorgfältige Begründung des Postulats kurz zusammen:

Alfred A. Häsler hat mit dem Buchtitel «Das Boot ist voll» Bundesrat Eduard von Steiger zitiert. Nach heutigem Urteil war diese Angstparole viel zu früh und unberechtigt herausgegeben worden. «Bern» hatte in Berlin mehrfach interveniert, Deutschland würde zu viele Emigranten an die Schweiz überweisen. Es müssten Massnahmen angeordnet werden, «um einreisende Emigranten zu kontrollieren und zu sieben». Damit waren Juden gemeint.

Am 7. September 1938 konnte der Schweizer Gesandte in Berlin, heute sagen wir «Botschafter», H. Fröhlicher melden, die deutschen Behörden seien nun grundsätzlich bereit, «eine Kennzeichnung der an Juden ausgestellten Pässe vorzunehmen».

Das heisst, diese antisemitische Politik war von «Bern» ausgegangen. 1938, noch vor Kriegsausbruch.

Deutsche und schweizerische Vertreter diskutierten über zwei Varianten: 1. den Vornahmen von Juden mit roter

statt mit schwarzer Tinte herauszustreichen; 2. den Buchstaben <J> mit zwei Zentimeter Durchmesser im Pass anzubringen.

Das <Merkmal J> erhielt schweizerischerseits den Vorzug. Rote Tinte könnte mit schwarzer «neutralisiert werden.»

Am 4. Oktober stimmte der Bundesrat dem <J> zu und ratifizierte es nach einem Notenaustausch mit Berlin.

Eine üble Rolle hatte Heinrich Rothmund, Chef der Fremdenpolizei beim Bund, gespielt. Er musste gewusst haben, dass ihm sein Chef, Justizminister Eduard von Steiger, die folgende Aussage nicht übel nahm: «Es ist uns bis heute nicht gelungen, durch systematische und vorsichtige Arbeit die Verjudung der Schweiz zu verhindern.»

Für Jacques Picard, Autor des Buches <Die Schweiz und die Juden>, erschienen 1994, ist bewiesen, wer den <J-Stempel> erfunden hat: «Er ist von schweizerischen Amtsstellen verlangt und vorgeschlagen worden.»

Am 8. Mai 1995 traf sich die Bundesversammlung zu einer Gedenkfeier zum 50. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkriegs. Bundespräsident Kaspar Villiger hatte in seiner Rede eine Entschuldigung für den <J-Stempel> eingebaut und so auch mein Postulat beantwortet.

August Bohny löste nicht <nur> die Entschuldigung aus. Wir wurden an ein düsteres Kapitel unserer Geschichte zurückerinnert: Dass der höchste Polizeichef der Schweiz, ohne vom Bundesrat diszipliniert worden zu sein, «gegen die Verjudung der Schweiz» polemisieren durfte.

Beide, der Kniefall vor Nazi-Deutschland mit dem <J> sowie die antisemitische Hetze des Heinrich Rothmund, bleiben schändliche historische Wegmarken.

Die ‹Viererbande›

Wie August Bohny haben mir auch andere gute Vorschläge zum Vollzug anvertraut. Wobei auch Unbrauchbares dazu gehörte. Mühe machte mir die vorwurfsvolle Ungeduld, weshalb ich, wieso die SP nicht schon längst dies und jenes realisiert habe. Weil, so mein schlichter Bescheid, diese SP eben keine Mehrheit im Bundeshaus habe.

Oft sind es diese Anspruchsvollen, die uns bei Wahlen im Stich lassen. Meistens, weil sie nicht wählen gehen. Dazu der griechische Philosoph Sokrates: «Wer zu klug ist, um sich in der Politik zu engagieren, wird dadurch bestraft, dass er von Leuten regiert wird, die dümmer sind als er selbst.»

Als kleine Ich-AG habe ich die meiste Arbeit selbst geleistet. Hilfreich dabei war unser Kollektiv. Davon profitierte ich auf eher ungewöhnliche Art. Lilian Uchtenhagen, Andreas Gerwig, Walter Renschler und ich sassen im Nationalrat nebeneinander in der zweitvordersten Reihe. Mit zunehmender Amtszeit wechselte man normalerweise in die hinterste Reihe. Sie liegt unter der Tribüne. Auch wer nicht anwesend ist, wird von der Zuschauertribüne aus nicht vermisst – weil die Tribünenbesucher das gar nicht sehen können.

Wir sind vorne geblieben. Das ist den Journalisten natürlich nicht entgangen. Was war der Grund? Gewisse Redner vom rechten politischen Ufer reizten uns zu Zwischenrufen. Da ist man vorne näher am Gegner.

Irgendwann ist einem Journalisten eingefallen, uns als «Viererbande» zu titulieren. Den Ehrentitel sind wir nicht mehr losgeworden.

Wir funktionierten als Arbeitsgemeinschaft. Wer für Auftritte im Fernsehen, Radio oder auf dem Podium im

«Bären» aufgeboten wurde, mit dem trainierten wir mögliche Szenarien. Das obligate Referat am 1. Mai verfasste einer für alle. Die drei anderen konnten streichen, was ihnen nicht passte, und ergänzen, worauf sie nicht verzichten mochten. Wir tauschten Bücher aus, «das solltest du lesen oder kannst du dir ersparen».

Für die Debatten im Ratsplenum bereiteten wir uns besonders gut vor. Die Viererbande wurde in den bürgerlichen Reihen respektiert und auch gefürchtet. Das machte richtig Spass.

Drei-, viermal im Jahr führten wir Informationsgespräche mit Unternehmern und Konzernleitungen. Wir wollten erfahren, welche Probleme und Erwartungen an die Politik sie haben. Wir sind auf Anfrage stets eingeladen worden. Unser Motto lautete: keine Berührungsängste.

Abends, nach Sitzungsschluss im Bundeshaus, hockten wir oft mit Journalisten zusammen. Sie waren scharf auf Hintergrundinformationen. Wieso hat die SP-Fraktion so und nicht anders entschieden? Wir wiederum profitierten von ihren Ansichten und guten Tipps.

Meistens mit zwei, drei Ratskollegen aus der eigenen oder aus einer bürgerlichen Fraktion haben wir uns kulinarisch verwöhnt. Am liebsten im Restaurant «Pinocchio» an der Aarberggasse, mit der pikanten italienischen Mamma-mia-Küche.

Allgemein wird angenommen, in der Freizeit würde vor allem gjasst. Das war mal so. Als der spätere Bundesrat Hans Peter Tschudi für den Ständerat kandidierte, meinte sein Vorgänger Gustav Wenk: «Dann musst du aber jassen können.»

Gelegentlich trafen wir uns mit zwei, drei engen Freunden und mit den Familien auf Rigi-Kaltbad in der

Hostellerie. Zum Gedankenaustausch über den tagespolitischen Tellerrand hinaus. Wir waren eine herrliche Bande, mit einer wunderbaren Freundschaft. Als <Sondereinsatzkommando> für die SP.

Ein paar Zeilen noch möchte ich einem ganz besonderen <Berater> widmen. Ich nehme als Vergleich den Simulator. Piloten werden streckenweise am Simulator ausgebildet. Den gibt es in der Politik nicht. Für mich allein habe ich eine fingierte Kunstfigur ausgedacht: den Heiri Huber. Ein Mann aus dem Volk, von Beruf Buschauffeur, also im ständigen Kontakt mit den Leuten. So hatte ich ihn mir gedanklich vorgestellt.

Immer wenn wir in der Fraktion, in der Partei umstrittene Entscheide fällen mussten, konsultierte ich für mich im Stillen den Heiri Huber. Wie der wohl reagieren würde? «Typisch Sozi, halt am Volk vorbei», oder wäre er wenigstens halbwegs zufrieden? «Sie haben schon Dümmeres beschlossen.» Es war das schwer erklärbare Bemühen, mich über den Heiri Huber noch einmal kritisch zu hinterfragen.

Diesen Heiri-Huber-Typ hatte ich zufällig angetroffen. In der Migros-Bar am Claraplatz in Basel. Drei Minuten von meinem Büro entfernt. Jordi, wie er hiess, traute Politikern alles zu, nur nichts Gutes – und das auch jedem in seinem Kleinbasler Hafendialekt unverblümt mitteilte. Wenn der verbale Grobian zu seinem Spezi nebenan mit Blick zu mir sagte: «Aber er ist der einzige Politiker, der zu uns hockt», wusste ich: Das war eine versteckte Liebeserklärung.

Meine Sprechstunde

Mit zunehmender Dienstzeit im Bundeshaus bin ich bekannt geworden. Als SP-Präsident dann erst recht. So wurde ich auf der Strasse häufig angesprochen. In Basel sowieso, aber auch in Bern, Lenzburg oder wo immer. Meistens mit der Entschuldigung, ob das nicht lästig sei? «Nein, leiden tun jene Politiker, an denen die Leute vorbeilaufen», bedankte ich mich. Das Mauerblümchen ist nicht die Lieblingsblume von Politikern.

Die Bekanntheit verschaffte mir mehr Arbeit. Das hat bis heute angehalten, jedoch nicht mehr mit der gleichen Kadenz. Dabei benötige ich das sichere Gespür, mich nicht missbrauchen zu lassen. Wenn eine Kindergärtnerin aus Glarus mich um Vermittlung bat, weil sie mit ihrem Chef Krach hatte, musste ich passen. Ebenso beim Herr X aus Luzern, der mich gerne als Schlichter im familiären Streit um das Erbe eingesetzt hätte. Solche Anfragen waren nicht etwa selten.

Irgendwann führte ich meine Sprechstunde ein. Einmal in der Woche. Drei Fälle nur möchte ich herausgreifen:

Im November 1997 wiederholte sich der hundertste Jahrestag des Zionistenkongresses von 1897 in Basel. Theodor Herzl hatte damals die Vision des Staates Israel verkündet. Da kam der mir unbekannte Shlomo Graber in die Sprechstunde und bat mich, ihm eine Einladung zum Jubiläumskongress zu verschaffen. Angemeldet waren Gäste aus der ganzen Welt. So einfach sei eine Einladung nicht zu bekommen, dachte ich im ersten Moment. Im zweiten nicht mehr.

Shlomo Graber ist ein Überlebender aus dem Konzentrationslager Auschwitz. Der zuständige Regierungsrat, den ich konsultierte, besorgte ihm selbstverständlich eine Einladung.

Shlomo Graber wohnt in Basel, führt mit seiner Partnerin eine Galerie. Und malt. Alle seine Bilder sind leuchtende Aufsteller. Gemalt in Farben, die Lebensfreude ausstrahlen. Ich kenne kaum einen Menschen, der wie Shlomo Graber eine geradezu unbändige Lebensfreude verströmt. Wenn einer das genießt, dann er. Er lebt sein zweites Leben. Ernsthaft und optimistisch zugleich. Ihn kennengelernt zu haben, hinterlässt unendliche Dankbarkeit.

Shlomo Graber hat als einer der letzten KZ-Zeugen im Mai 2015 seine Autobiografie veröffentlicht. Er wurde zu Vernissagen nach Görlitz in Deutschland, nach Budapest, Zürich, Luzern eingeladen. In Basel zu drei verschiedenen Veranstaltungen. Shlomo Graber in meiner Sprechstunde war schon ein ungewöhnlicher Gast. Ein einmaliger. Der mich jedesmal, wenn wir uns treffen, tief beeindruckt. Nach so viel Leid so viel Lebenslust. Grossartig!

Ich erlebte auch Kurioses: «Muss ich mir das gefallen lassen?», überfiel mich der stadtbekannteste Schienenputzer der Basler Verkehrsbetriebe Sämi Sägesser. Mit einem Spezialgerät schritt er täglich viele Schienenkilometer ab. Im heutigen Verkehr wäre das lebensgefährlich.

Der Lohn wurde Ende Monat noch bar ausbezahlt. Dann gehe er mit Kollegen «einen schnappen», ein Bier trinken. Das dulde seine Frau einfach nicht. Meistens bekomme «ich «auf den Ranzen» und fliege wie ein «Hurrlibub» unter den Schüttstein», beklagte er mit traurigen Dackelaugen seine Misere.

Er gehe wohl nicht nur einmal, sondern regelmässig «einen schnappen», unterstellte ich ihm. «Nein, nur am Zahntag.» Ob er denn gegen seine Frau körperlich dermassen unterlegen sei, bohrte ich weiter. «Du siehst

mich ja, mit meiner Grösse von einem Meter fünfzig bin ich halt kein Kranzschwinger.» Wohl wahr, nickte ich ihm zu.

Ich bat Sämi, mich, diesmal mit der Frau, noch einmal zu besuchen. In der Woche darauf sassen beide bei mir, Fliegengewicht neben Schwergewicht. Es war ein Bild für die Götter. Nein, der Kleine war chancenlos.

Sie bestätigte, dass er tatsächlich nur am Zahltag <einen schnappen> ging. «Einmal ist keinmal, das ist bekanntlich aller Laster Anfang», mimte sie die Besorgte. «Und das dulde ich nicht», gab das Schwergewicht den Tarif durch.

Sägessers wohnten zu dritt. Ich ahnte, das ewige Vorurteil von der bösen Schwiegermutter könnte zutreffen. Um die beiden zu testen, schlug ich vor, die Wohngemeinschaft aufzugeben. Beide erklärten sich damit sofort einverstanden. Das Ende ist schnell erzählt: Ich suchte und fand für sie am anderen Ende der Stadt eine Wohnung. Das war ein Volltreffer. Ein paar Monate später traf ich einen aufgestellten Sämi vor dem Fussballstadion St. Jakob beim Schienenputzen. Munter blinzelte er mir verschmitzt zu, «ich bekomme nicht mehr auf <den Ranzen>». Hulda gehe arbeiten, so könnten sie sich mehr leisten. Am letzten Sonntag seien sie auf dem Jungfrauoch gewesen. Sägesser hätte das allein nie geschafft, er brauchte meine Hilfe.

Einem Bauarbeiter war ein Malheur passiert. Ihm fiel ein Blumentopf auf das Glasdach. Dafür stellte ihm der Vermieter eine Rechnung über 736 Franken. Er müsse zahlen, nein, sie hätten keine Haftpflichtversicherung, teilte ihm die Immobilien AG mit. Er hatte sich erlaubt, deswegen vorzusprechen.

Wahrscheinlich hatte er mehrere schlaflose Nächte hinter sich, bis er sich getraute, bei mir anzuklopfen. Der

Bauarbeiter lebte von der AHV-Minimalrente mit gerade mal 800 Franken im Monat. Nach Abzug der Miete verblieben ihm 420 Franken. Da liegen zusätzliche Ausgaben von 736 Franken einfach nicht drin. Wie denn?

Für solche Fälle hatte ich mir meine eigene Taktik zugelegt. An sich spielte für mich der Titel als Nationalrat keine Rolle. Er figurierte nie auf der Visitenkarte. Aber als <Waffe> war er sehr hilfreich. Beim Anruf an den Direktor der Vermieter AG meldete ich mich als Nationalrat an. «Wer ist am Apparat, Nationalrat Hubacher?» - «Ja, so ist es.» - «Natürlich haben wir eine Haftpflichtversicherung. Sie müssen entschuldigen, Herr Nationalrat, da ist meiner Sekretärin ein Fehler unterlaufen.»

Wenn der <Herr Nationalrat> am Telefon war, hatte sich die Rechtslage öfters schlagartig zum Guten verändert. Für den Bauarbeiter bedeutete das Entwarnung. Nicht ganz. Mich interessierte, weshalb er mit seiner Minimalrente keine AHV-Ergänzungsleistung bekam. Das sei Fürsorge, so etwas komme für ihn nicht infrage. Nein, belehrte ich ihn, darauf bestehe ein gesetzlicher Rechtsanspruch. Allerdings nicht automatisch, man müsse sich anmelden. Es brauchte einige Zeit, bis er das akzeptierte. Ich meldete ihn bei meinem Freund Carl Miville, Leiter der AHV-Ausgleichskasse, an. Mit einem wunderschönen Happy End: Eine Woche danach kam der Bauarbeiter, um sich zu bedanken. Die Ergänzungsleistung von 350 Franken im Monat wurde ihm für drei Jahre nachbezahlt. Ich habe selten jemanden glücklicher verabschiedet.

Ich notierte einen meiner liebsten Erfolge. Und nehme für mich in Anspruch: Die Sprechstunde war eine gute Idee.

Das bisschen Freizeit